Jacob Lorenz,
...achts-Geschenke
...schäftiger Auswahl.
...stühle,
...lampen,
...kasten,
...tagen,
...polinen,
...n,
...ren,
...rzitthern,
...dzithern,
...reizithern,
...meln,
...monikas,
...monophone,
...monplatten,
...-Sprechapparate,
...-Platten,
...losen,
...harmonika,
...n,
...kalien.
...e und billigste
...ezugsquelle.
...sfeldererstr. 66.
...54
...on.
...500
...50
...000
...195
...g schon 15. Dezember!
...Königsberger
...otterie
(Gewinne i. W. v. Mk.
...0000
...5000
...4000
...2000
...1 Lose 10 Mk.
...ist in öffentlichen Lotterien
...den Generai-Debit
...loff, Königsberg i. Pr.
...Kunstwoll-
...teppiche
...Kunststopferei
...Kunststopferei
...Kunststopferei

menwase auf der Freitreppe, fand Barnard den Schlüssel zum Bureau.

„Es ist etwas spät geworden," bemerkte Raumer, gähnend auf die Uhr sehend. „Na, schlafen Sie gut, Herr Barnard, und träumen Sie nicht von der fruchtbaren Klause."

Lachend betrat der Inspektor sein Zimmer, während der Gutsherr die Treppe emporstieg, die zu den Schlafzimmern führte. In demselben Augenblick, da letzterer die Hand auf den Drücker seiner Türe legte, ertönten unten eilige Schritte, die in überstürzender Haß die Treppe emporkamen. Zugleich hörte er halblaut von einer aufgeregten Stimme seinen Namen rufen.

Erstaunt wandte er sich um und schritt zur Treppe zurück, um im nächsten Augenblick dem Inspektor gegenüberzustehen.

„Ah — Herr v. Raumer — gut, daß ich Sie noch treffe! Bitte, bemühen Sie sich noch für einen Augenblick zurück ins Bureau. Ich habe Ihnen ganz erstaunliche Dinge mitzuteilen."

„Aber verehrter Herr, es ist Mitternacht vorüber — ich bin hundemäßig müde."

„Verzeihen Sie, Herr v. Raumer, aber ich möchte glauben, daß Ihnen aller Schlaf vergehen wird — nämlich, das Geheimbuch des Grafen Pranth ist gestohlen."

Der Gutsherr blickte Barnard bestürzt an.

dem Bureau und dem Verschließen desselben seitens Blasius kann unmöglich jemand in dem Zimmer gewesen sein."

„Unmöglich ist das gerade nicht," entgegnete der Inspektor, „freilich höchst unwahrscheinlich. Denn wenn tatsächlich eine Person den Augenblick abgepaßt hätte, um in das Zimmer zu schlüpfen in der Absicht, etwas zu entwenden, so bleibt es immer noch direkt unglaublich, daß diese Person gerade zu dem alten, unscheinbaren Buche gegriffen hätte — es sei denn, es hat irgend jemand das Geheimnis des Buches gekannt."

„Das halte ich für unmöglich," sprach der Gutsherr kopfschüttelnd.

„Unmöglich ist schließlich nichts. Aber auch ich glaube das nicht. Apropos, wie denken Sie über Blasius?"

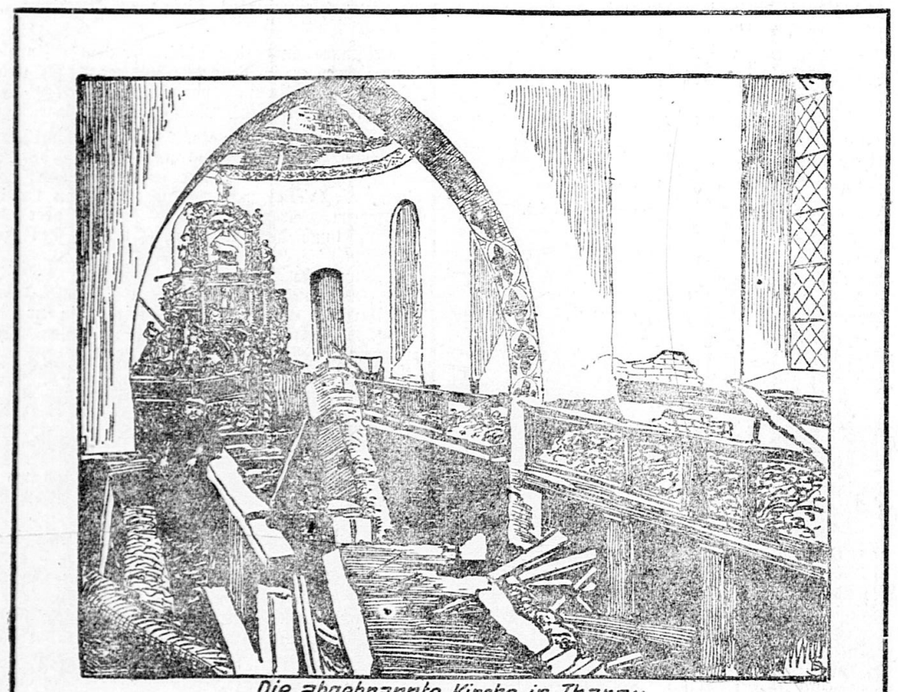
Raumer blickte den Inspektor erstaunt an.

„Ah — Sie denken —? Nein, nein, der Mann ist grundehrlich."

„Dasselbe sagten Sie vorhin, wenn ich nicht irre, auch von Michael Stampa?"

„Allerdings. Wenn Sie darauf anspielen wollen, daß einer von diesen beiden den Diebstahl begangen haben könnte, so erkläre ich Ihnen ohne weiteres, daß Sie sich gründlich irren."

Barnard nickte.



Die abgebrannte Kirche in Tharau

„Was sagen Sie —? Gestohlen? — Pah, nicht möglich! Es wird irgendwo hingelegt worden sein — jedenfalls von mir selbst, als ich nach dem Schlüssel suchte."

Barnard antwortete nichts. Bald waren beide im Bureau. Herr v. Raumer warf einen oberflächlichen Blick auf den Schreibtisch, wo die Blechkassette, in der das Buch vordem gelegen hatte, noch offen stand. Dann trat er zu dem Stehpult, aus dessen Schublade er vorhin den Schlüssel zur Klause genommen hatte. Hastig riß er eine Schublade nach der andern auf — das Buch war und blieb verschwunden.

Mit einem Blick voll Schrecken, Staunen und verhaltener Wut sah der Gutsherr auf den Inspektor, der mit auf der Brust verschränkten Armen dem nervösen Treiben des andern zuschaute.

„Ist das nicht höchst merkwürdig?"

„Ja, sehr."

„Sie meinen, es handelte sich um einen Diebstahl?"

„Finden Sie eine andere Erklärung?"

„Aber wo sollte —"

Der Gutsherr brach ab und schritt aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„War die Türe noch verschlossen, als Sie kamen?" fragte er dann, vor Barnard stehen bleibend.

„Gewiß, der Schlüssel lag ja draußen."

„In dem kurzen Zeitraum zwischen unserm Weggang aus

„Als Mensch spreche ich auch so, aber als Jurist würde ich anders sprechen."

„Und wie würden Sie als Jurist sprechen, wenn ich fragen darf?"

„Ich würde sagen, Michael Stampa besitzt die beachtenswerte Fertigkeit, zu jedem Schloß Schlüssel anfertigen zu können, wie Sie selbst vor einer halben Stunde mir erzählten. Der Oberknecht Blasius hat vorhin den Schlüssel besessen, zu dem Zweck, das Bureau zu verschließen — aber keiner von uns weiß, ob er das Zimmer nicht betreten hat, ob er nicht —"

„Ich bitte Sie, Herr Barnard, hören Sie auf. Das sind alles Argumente, die nur vom Standpunkte des Staatsanwalts aus ihre Berechtigung haben mögen. Gerade diese beiden sind stets als treu und rechtschaffen befunden worden. Ich halte keinen von ihnen eines Diebstahls für fähig."

„Aber irgend jemand muß doch das Buch von dem Schreibtisch genommen haben!"

„Allerdings —"

„Und zwar jemand, der mit den Oertlichkeiten vollkommen vertraut ist. Auf wen könnte denn wohl ein Verdacht fallen?"

Der Gutsherr rieb sich mit einer nervösen Bewegung die Stirn.

„Hören Sie, mein bester Herr Barnard," sagte er dann, „lassen Sie uns morgen über die Sache weiter reden — mir ist,

als hätte ich eine Schiffsschraube im Kopf. Ach, ich bin nervös — so nervös. Gute Nacht, Herr Barnard, morgen früh, denke ich, geht alles besser."

Und mit müden Schritten verließ er das Zimmer. Barnard blickte ihm mit einem undefinierbaren Blick nach.

„Hm — sonderbar! — Was hat doch der Mann?" murmelte er kopfschüttelnd. „Ist er krank? — Oder hat er irgend etwas auf dem Gewissen, das ihn drückt? — unbegreiflich — in einem so kräftigen Körper ein so schwacher halkloser Geist! Ich fürchte, es wird nicht viel mit ihm anzufangen sein."

Und mit nachdenklicher Miene stieg er zu seiner Wohnung empor.

9.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als Pastor Burkardt, ehe er das Hochamt begann die Kanzel seines kleinen Kirchleins bestieg, glaubte er seinen Augen nicht zu trauen, als er mitten zwischen den Tagelöhnern und kleinen Leuten in einer der ersten Bänke den Inspektor Barnard erblickte. Die Blicke der beiden Männer trafen sich; wie ein treuer Freundesgruß flog es herüber und hinüber und in dem Antlitz des Pastors zuckte ein Strahl warmer Herzensfreude empor. Und diese Freude wob sich wie ein unsichtbarer Faden durch die kurze Predigt, in der Pastor Burkardt mit schlichten, einfachen Worten zu seiner kleinen Gemeinde sprach. Und Barnard glaubte zu bemerken, daß manche Wendung in der Rede des Priesters ganz besonders für ihn bestimmt sei, und als er ihn am Altar das Opfer darbringen sah und bemerkte, wie dieser Mann, mit der stolzen Freude an edlem Kampf in der Brust, in Demut und inbrünstiger Liebe vor dem Allerheiligsten seine Knie beugte, und sein vom Strahl des lebendigen Geistes umleuchtetes Haupt zu Boden senkte, da wuchs in seinem Innern das Gefühl der hohen Achtung und Verehrung, das er diesem Diener der Kirche vom ersten Augenblick an entgegengebracht hatte.

Eine eigene Rührung durchzitterte sein Herz, wie er sie lange nicht empfunden hatte. Ganz in Gedanken blieb er nach dem Ite Missa est an seinem Platze stehen, er sah, wie die letzte Kerze knisternd erlosch und hörte, wie der letzte Ton der kläglich wimmernden Orgel an den Wänden nachhallte und leise verzitterte.

Als er endlich ins Freie trat, hatte sich die Schar der Gläubigen zerstreut und nur zwei Personen standen plaudernd vor dem Gotteshause beieinander, Pastor Burkardt und Frau von Raumer. Beide empfingen ihn mit freundlichem Gruß und Händedruck.

„Aber so sagen Sie mir doch, lieber Herr Inspektor," rief Burkardt mit fröhlichem Gesicht, „welcher gute Geist Sie in unser bescheidenes Kirchlein getrieben hat!"

„Der Geist einer alten Jugendgewohnheit," entgegnete Barnard ernst.

„Wie, — Sie sind Katholik?" fragte der Pastor erstaunt.

„Ja — das heißt, genau genommen, ich war es."

„O, o, das ist kein schönes Wort," sprach Burkardt mit betrübtem Kopfschütteln. „Sie werden es dem Priester nicht als Neugierde anrechnen, wenn ich frage, warum Sie es nicht mehr sind?"

Ueber das Gesicht des Inspektors huschte ein dunkler Schatten.

„Die Welt hat mich zu sehr mitgenommen," antwortete er nach kurzem Schweigen. „Des Schicksals rauhe Stürme haben den Teil meines seelischen Lebens vernichtet, der den Boden liefert für die religiöse Saat, die Weichheit des Fühlens, die Poesie der Lebensauffassung. Unter den Schlägen, die menschliche Bosheit und Untreue meinem Herzen versetzten, hat es sich verhärtet."

„Sie müssen viel gelitten haben," sagte die Domina, die mit zu Boden gesenkten Augen zwischen den beiden Männern schritt, mit leiser Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende eines türkischen Räuberhauptmanns.

Der türkische Karl Moor, der Räuberhauptmann Tschakirdschali, der in Smyrna und dessen Hinterland jahrelang sein Unwesen trieb und der Schrecken aller Begüterten war, ist am 17. vorigen Monats von dem ihn verfolgenden militärischen Detachement erschossen worden. Auf Grund einer Korrespondenz im „Osmanischen Lloyd" berichten wir aus dem Leben des berüchtigten Räubers, der von den armen Leuten Anatoliens als der Arm einer höheren Gerechtigkeit gepriesen wurde, folgendes:

Mehmed, das ist der Name des Mannes, wurde schon früh auf seine Verbrecherlaufbahn gedrängt. Sein Vater Ahmed wurde in Smyrna von einem Gendarmen albanesischer Nationalität angeblich aus persönlichem Haß getötet. Mehmed wohnte damals bei seinen Eltern im Viertel Tilkilik in Smyrna. Der Tod des Vaters erfüllte ihn mit einem brennenden Durst nach Rache, wozu er durch seinen jähzornigen, gewalttätigen Charakter getrieben wurde, durch den er sich schon auf der Schule bemerkbar gemacht hatte. Dieser Rachedurst richtete sich zuerst gegen die albanesische Nation, der der Mörder seines Vaters angehört hatte. Sein erstes Opfer war daher ein albanesischer Gendarm, den er im Viertel Kemer Altty, wo der Regierungskonak von Smyrna liegt, erschoß. Er entzog sich der Verfolgung und floh in die Berge, wo er seine Räuberlaufbahn begann. Es geschah zurzeit, als Kiamil Pascha Wali in Smyrna war, daß die Bevölkerung von Aidin zum ersten Male von dem furchtbaren Räuber hörte, der seine Wut vor allem gegen die Albanesen ausließ, die er tötete, wo er sie auch immer fand, und gegen die Regierungsbeamten, die die hamidische Regierung mit allen ihren Mißbräuchen und Grausamkeiten vertraten.

Tschakirdschalis Ruf war bald mit dem Schimmer der Romantik umgeben. Er wurde dargestellt als der Wohltäter der Armen, der die Gelder, die er dem Staat und den Reichen abgenommen hatte, unter sie verteilte, und auf ihre Klagen hin die schuldigen Beamten zur Rechenschaft zog. Daher fand Tschakirdschali auch Unterstützung und Förderung beim Volke. Besonders gewann er das Herz der Frauen, von denen viele dem Geschlechte ergeben waren. Dem Volke gegenüber trat er als ein frommer und durchaus sonderer Mann auf, der es nie unterließ, seine fünf täglichen Gebete zu verrichten. Dieser „Gentleman of the highroad" war aber zu gleicher Zeit von einer Mordlust ohnegleichen getrieben. Bis zur Wiederherstellung der Verfassung hat er laut einer Statistik 400 Personen getötet. Besonders fielen ihm alle Albanesen zum Opfer, die das Unglück hatten, in das Wilajet Aidin versetzt zu werden. So kam es, daß sich der Friedhof im Orte Sarikjöj des Bezirks Oedemisch, wo der Bandit sein Hauptquartier hatte, mit unzähligen albanesischen Gräbern füllte.

Seine Tätigkeit erreichte ihren Höhepunkt in der letzten Zeit der Verwaltung Kiamil Paschas. Er erschien damals wiederholt verkleidet in der Stadt Smyrna. Zwei Jahre vor der Verfassung gelang es ihm, einen reichen Mann namens Hassan Bei in seine Hand zu bekommen. Er forderte ein Lösegeld von 3000 türk. Pfund. Der Entführte konnte nur 2000 türk. Pfund zahlen. Kiamil Pascha ließ darauf durch die Regierungsorgane die fehlenden 1000 türk. Pfund auf dem Wege einer öffentlichen Sammlung aufbringen, so daß Hassan Bei befreit werden konnte.

Als nach der Verfassung eine allgemeine Amnestie erlassen wurde, boten die Behörden auch dem anatolischen „König" der Berge an, davon Gebrauch zu machen. Und Tschakirdschali nahm an. Er stieg von den Bergen hinab und ließ sich in einem Dorfe bei Oedemisch als Landwirt nieder, zu einer Zeit, wo überall im Lande von menschlichen Stimmen und aus Grammophonen heraus das „Lied vom Tschakirdschali" erklang, während die griechischen Verfasser von Räuberromanen die Geschichte seiner Heldentaten dem staunenden Volk als geistigen Nahrung vorsetzten. Aber lange dauerte der Friede nicht. Das Raubtier erwachte im Herzen Tschakirdschalis wieder. Ein Steuererheber, der ihm die Steuer abverlangte, erschien ihm als die Verkörperung der sozialen Ungerechtigkeit. Gleich legte er die Hand an die Waffe und der Beamte wurde der langen Liste der Opfer angeschlossen. Bis zu der Zeit, wo Mahmud Schefket Pascha in Konstantinopel einzog, hatte der Tschakirdschali schon wieder 40 Menschenleben auf dem Gewissen. Ein Wali von Smyrna nach dem andern mühte sich ab, um ihn zu fangen. Alles vergeblich. Tschakirdschali blieb der Herrscher des Wilajets Aidin und in Smyrna sang das Volk seinen Ruhm.

Die Regierung sandte einen General nach dem andern, die das Kommando der für die Verfolgung der Räuber bestimmten Truppen übernahmen. Weder die Schneidigkeit des macedonischen Bandenverfolgers, Kara Said Pascha, noch die militärische Erfahrung des Generals Ali Pascha, der den Aufstand im Dersim unterdrückt hatte, führten die Ergreifung des Räubers herbei. Selbst aus Stambul wurden Truppen nach Aidin gesandt, nämlich das bei Makriköj liegende Bataillon. Der Belagerungszustand wurde verkündet und das Bandengesetz für Aidin in Anwendung gebracht. Es wurde trotzdem kein Erfolg erzielt, und der Bandit schien durch Mittel gefeit zu sein, die sich der Ergründung entzogen. Allerdings hatte die energische Tätigkeit der Untersuchungskommissionen, die im Wilajet eingesetzt wurden, ein wichtiges Ergebnis. Man fing die „tüchtigsten" Mitglieder der Bande, Abusch Redscheb und Hadschi Mustafa, die beide hingerichtet wurden. Tschakirdschali setzte, seiner Helfer beraubt, seine Tätigkeit noch eine Zeitlang mit großer Unverfrorenheit fort. Unter anderem fing er eine Post ab, die 17 000 türk. Pfund Regierungsgelder mit sich führte. Die Entführung Osman Effendis aus Nasli war seine letzte Untat. Ehe der Tschakirdschali

mennde auf der Kreiselorgel, kam Harward der Schlußakt zum Austrag. „Es ist etwas ihat gesogoben," bemerkte Skammer, gähnend auf die Uhr deutend. „Na, Jungens, Sie gui, Peter Harward, und dann mein Gutsherr, Herr Baron von Hohenstein, Sie sind ja noch ganz munter, aber ich bin todmüde. Ich werde mich jetzt zurückziehen, denn morgen früh um 6 Uhr muß ich wieder auf dem Posten sein."

Kann unmöglich jemand in dem Zimmer gewesen sein," „Ferdig scheint unmöglich. Denn wenn tatsächlich eine Ver- dem Bureau mit dem Verschwinden des Schecks sein letztes Glas

ter Staubsee, der von den armen Leuten Straßeneis als Ersatz einer höheren Gesellschaft gerieben wurde, solgendes: „Meine Herren, das ist der Name des Pferdes, welches heute schon fünf Rennen gewonnen hat." Stehmer, das ist der Name des Pferdes, welches heute schon fünf Rennen gewonnen hat." Stehmer, das ist der Name des Pferdes, welches heute schon fünf

als hätte ich eine Schiffskatastrophe im Kopf. Ich, ich bin nervös so nervös. Gehe jetzt, Herr Harward, morgen früh, heute ich, geht alles besser." Lang mit mir Herr Harward, morgen früh, heute

Rongier nach dem Wagen hin — Zu wichtig dünkt zu wissen ihm — Was wohl aus ihm geworden sei, — Wie staunt da Meister Priest — Der Wagen zieht in goldnem Glanz — In Aethers lichte Höh'n — Und an der Rossen sieht er gar — Acht große Flügel weh'n — Worauf sie zieh'n mit Leichtigkeit — Zur Höh' den gold'nen Wagen. — Indessen ward auch Meister Priem — Zur Erd herabgetragen — Er wacht dann auf im Augenblick — Aus seinem schönen Traum — Ob nun er's triumfieren läßt, wer weiß, — Ich glaub' es kann — Die Nörgler und die Kritiseurs — Die lassens Handwerk nicht — Weh, wenn solche Leute sitzen. — Auf Erden zu Gericht — Sie lassen an der Menschen Tun — Auch nicht ein gutes Haar — Drum nichts zu geben auf ihr Wort — War's beste immerdar.

PH. Romanlektüre.

Wohl selten ist eine Kunst ihrem Zwecke so sehr entfremdet worden, als die, welche der große Gutenberg gegen Ende des 15. Jahrhunderts entdeckte. Die Buchdruckerkunst, ursprünglich nur dazu bestimmt, die Erzeugnisse der religiösen wie weltlichen wahren Wissenschaft vielen Menschen zugänglich zu machen, ist in der Hand des Bösen bald ein Mittel geworden, um unablässig Unkraut unter den Weizen zu säen und gottlose unsittliche Bücher mit grenzenloser Verschwendung in die ganze Welt hinauszuwerfen, in die Wohnungen des Reichen wie in die Hütten des Tagelöhners. Die schlechten Bücher sind jene Quellen voll unreinen Giftes, das an allen Orten Ansteckung verbreitet, sie sind jene fürchterliche finstere Macht, die oft in unserer armen Jugend den Glauben untergräbt und die Liebe zur Tugend. Sicher ist es an der Zeit, bei den Eltern zumal und Allen, die es angeht, das Bewußtsein zu wecken, daß sie in jedem schlechten Roman, Unterhaltungs- oder Zeitungsblatt einen Bösewicht sich mit in's Haus bringen lassen, der ihre guten Kinder bis in den Grund verderben kann; dem heranwachsenden Jüngling und der Jungfrau aber es als eine Schmach vorzuhalten, wollten sie auch nur einen Tropfen Oel auf die Lampe gießen, um am Abend bis in die Nacht hinein sich mit der Lektüre eines Buches zu beschäftigen, das für sie die allerschlechteste Gesellschaft ist.

Gott Dank, wohnt in den Herzen des katholischen Volkes eine tiefe Abneigung gegen Alles das, was direkt gegen Religion und Glauben ist; die Erfahrung lehrt, daß selbst moralisch tief gesunkene Menschen doch auf ihren Glauben nichts kommen lassen; derartigen gottlosen Büchern bleibt darum auch unschwer die Tür verschlossen; anders ist es aber mit der Romanliteratur; das Bedürfnis der Unterhaltung schreitet da leicht über die rechten Grenzen hinweg und mit dem vieldeutigen Satze „den Reinen ist Alles rein" findet diese Ware der Leihbibliotheken immer den reichsten Absatz. Und doch gibt es in diesem Fache eine Menge der schlechtesten Bücher, die für die Sitten die allergefährlichste Pest werden müssen. Was geht eigentlich in der Seele eines Menschen vor, wenn er schlechte Bücher, schlüpfrige Romane liest? Es ist freilich wahr, das Lesen geschieht mit den Augen, aber dabei bleibt es nicht. Kaum hat das Auge eine Stelle in dem schlechten Buche erfaßt, dann kommt das Gedächtnis hinzu und hält den Inhalt fest. Dann erhebt sich die Phantasie und malt in der Vorstellung ein Bild von dem, was man gelesen hat; die Phantasie aber, weil sie wohl die verdorbenste unter den Seelenkräften des Menschen ist, malt zumal in der Jugend das Bild in der Regel weit reizender und lebhafter aus, als es in Wirklichkeit ist, fügt andere ähnliche Vorstellungen hinzu, und ehe der Mensch es sich versieht, ist die Empfindung erwacht, welche durch irgend ein Wohlgefallen oder Mißfallen sich zu erkennen gibt. Wenn der Mensch in dem Augenblicke über sich selbst nachdenken würde, dann müßte er erschrecken vor den abscheulichen Gespenstern, die von seiner erhitzten Einbildungskraft Besitz genommen haben, und wenn jetzt der Wille sich nicht schnell zu Gott wendet, dann badet sich bald die ganze Seele in der trüben Flut der Sinnenlust; dauert es nicht lange, und ein hohes Königspaar steigt schmachvoll vom Throne, um seine Herrschaft gegen Knechtschaft zu vertauschen. Dieser König ist der freie Wille, diese Königin ist die Vernunft, beide haben von Gott den Beruf, im Menschen zu herrschen, aber sie beugen nun langsam ihren Nacken, um sich zu einem Lasttier der Sinnlichkeit herabzuwürdigen. Da empfindet der bis dahin vielleicht noch unschuldige Mensch die ersten Stürme der Leidenschaften, die, wenn sie noch mehr Nahrung bekommen, oft wütend und unbezähmbar werden; dann wird das menschliche Herz der Schauplatz jener geheimen inneren Kämpfe, wo das Gewissen streitet gegen die erwachenden bösen Trieben. Und da sollte man glauben, solche Seelen könnten bei fortgesetzter Lektüre rein und unschuldig bleiben? Man nehme einmal eine schöne Zeichnung, die auf feinem Papier ausgeführt ist, und fahre damit, wenn auch nur ganz flüchtig, über das qualmende Licht einer Lampe, sonderbar müßte es zugehen, wenn sie nicht wenigstens etwas vom Rauche geschwärzt würde. Da aber die Reinheit der Seele weit zarterer Natur ist, so kann man sich wohl denken, was die traurige Folge solchen Lesens sein muß. Wer anhaltend solche Romane liest, dessen Seele ist nicht unähnlich einem Schornsteine, durch den fortwährend der Rauch zieht. In kurzer Zeit wird wie er von Rauch, sie von unlauteren Vorstellungen ganz überzogen sein. Man müßte in der Tat ein Tor sein, wenn man nicht einsehen wollte, daß die Jugend mit der Lektüre der ersten Seite eines solchen Buches auch schon den ersten Spatenstich tut, um das Grab zu bereiten, in das sie bald die ungetrübte Reinheit und Unschuld versenken wird. —

Aber was haben wir bei der Erkenntnis eines solchen Uebels, das schon bis in die unteriten Schichten des Volkes gedrungen ist, für ein Mittel, ihm entgegen zu wirken? Die Jugend muß doch lesen, sich belehren! Da sei zunächst auf die in fast allen Pfarrgemeinden bestehenden Borromäusbibliotheken hingewiesen, sie bieten für Unterhaltung und Belehrung Stoff in reicher Fülle. Dann aber wäre es doppelt ratsam in unsern Tagen, daß die einzelnen Familien nach ihren Kräften hie und da etwas zurücklegten, um sich allmählig im Laufe der Jahre in den Besitz einer kleinen Hausbibliothek zu setzen. Um die Auswahl guter Bücher zu erleichtern, wird das Quirinusblatt von Zeit zu Zeit auf solche „empfehlenswerte Bücher für die Hausbibliothek" aufmerksam machen, den Inhalt besprechen und dadurch Allen es möglich machen, nach ihrem jedesmaligen Geschmack und Wunsch sich irgend etwas auszusuchen.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 10. Dezember 1911.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 5½ (Segen). — 6½ (Comm. d. schulpflicht. Knaben). — 7½ (Pred.). — 8½. — 9½ (Hochamt). — 11 (Pred.).
Andacht: 2½ (Katechese u. Comm.). 5 — (Advents).

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7 (Comm. d. schulpfl. Knaben u. d. Mutter-Ver.). — 8 (Pred.). — 9 (Pred.). — 10 (Hochamt). — 11¼ (Pred.).
Andacht: 3 (Christenlehre u. zu Ehren d. Muttergottes). — 5 (Rosenkranz m. Pred.).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6½ (Comm. d. schulpfl., Knaben). — 8 (Pred.). — 9½ (Hochamt.)
Andacht: 2½ (Christenlehre u. Comm.). — 6 (m. Adventspred.).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 5½. — 7 (Pred. u. Comm. d. Mädchen d. 3 Jahrg.). — 9½ (Hochamt m. Pred.).
Andacht: 2½ (Christenlehre.). — 5 (Missionspred.).

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 7¾ (Comm. d. Congr.-Maria-Vers.). — 8 (Pred.).
Andacht: 5 (Herz-Mariä-Brudersch. m. Pred. zugl. f. Congr.-Mariä-Vers.).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8. — Andacht: 5 (Advents).

In der Marienbergkirche:

Hl. Messe: 8½ (Pred.). — Andacht: 2½

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6. — 7. — 9 (Pred.). — Andacht: 5½.

Im Laufe der Woche.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: 6 (Segens). — 7½. — 8.20. — 9. — Donnerstag 8.20 Segens-Hochamt.
Andacht: Donnerstag 5 (Segens). — Samstag 5 (Salve).

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6½. — 7½. — 8½. — 9.
Andacht: Donnerstag 6 (Sakram.). — Samstag 6 (Salve).
Bis Freitag einschließlich jeden Abend 8 Uhr Andacht m. Predigt.

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: (Montag, Mittwoch u. Freitag 7½. An allen Tagen 7¾ Schulmesse).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 7. — 7¼.

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 7½.

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 7½. — (Donnerstag m. Segen).

In der Marienbergkirche.

Hl. Messe: 7½.— (Samst. 5 Uhr Gelegenheit zur hl. Beichte u. Sonnt. v. d. hl. Messe.)
Andacht: (Samstag 5 Salve).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6½. — 7½. — (Täglich Gelegenheit zur hl. Beichte.)

Verantwortlicher Redakteur: Josef Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Quirinus-Blatt
Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Nr. 50. Sonntag, den 10. Dezember. 1911.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 10. Dezember. 2. Adventssonntag. Judith.
Montag, 11. Dezember. Damasus.
Dienstag, 12. Dezember. Epimachus.
Mittwoch, 13. Dezember. Lucia.
Donnerstag, 14. Dezember. Nicasius.
Freitag, 15. Dezember. Eusebius.
Samstag, 16. Dezember. Adelheid.

Evangelium am 2. Sonntage des Advents.

Evangelium: Matthäus 11, 2—10.

„In jener Zeit, als Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte, sandte er zwei von seinen Jüngern hin, und ließ Ihn fragen: „Bist Du es, der da kommen soll, oder warten wir auf einen anderen?" Jesus sprach zu ihnen: „Gehet hin, verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt: Blinde sehen, Lahme gehen. Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist wer sich an Mir nicht ärgert!" Als aber diese weggingen, fing Jesus an, zum Volke zu reden von Johannes: Was seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr vom Winde bewegt? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? einen Menschen in weichlichen Kleidern? Siehe, die sich weichlich kleiden, sind in den Königspalästen? oder was seid ihr hinaus gegangen zu sehen? einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: „Siehe, ich sende Meinen Engel (Boten) vor Deinem Angesichte her, der Deinen Weg vor Dir bereiten wird."

PH. Siehe, ich stehe vor der Türe und klopfe an.

Das neue Kirchenjahr hat begonnen. Es hat begonnen für die Welt und für jeden einzelnen Menschen. Für die Welt; und darum wird von ihr verlangt, sie solle sich mehr und mehr wieder Christus ihrem Erlöser nähern. Aber kommt es einem nicht vor, als wenn die große Welt sich mit jedem Jahre immer mehr von ihm entferne, als wenn mehr und mehr der Unglaube trotzig sein Haupt erhebe, der Glaube aber sich mindere und an Boden verliere. Es mag dem oberflächlichen Beobachter so scheinen. Gewiß ist auch, daß das Fortschreiten des Glaubens und christlicher Sitte manchen Schwankungen unterworfen ist, daß es Zeiten gibt, wo Nebel und Finsternis das Licht des Christentums zu verhüllen scheinen, aber nie wird dieses Himmelslicht erlöschen, nie wird es vom Weltleuchter gestoßen; das Ende der Welt bleibt der Sieg des Kreuzes und so muß alles, was geschieht und ferner geschehen wird, mittelbar dazu dienen, die Herrlichkeit des Herrn und seine Herrschaft über die Geister zu offenbaren. Christus dem Herrn steht das letzte Wort in der Weltgeschichte zu. Mag er auch zuweilen seinen Plan und seine Kraft verbergen, ja es manchmal den Anschein haben, als wenn er in diesem oder jenem Punkte unterläge, so muß doch die scheinbare Niederlage ihm zum Siege, sein scheinbares Zurückweichen ein größeres Vordringen werden. Auch die Wetterwolken bringen Segen und die Gluthitze schafft neues Leben. — Gott hat eben Zeit und fährt nicht darein, wie ein Mensch es wohl tun würde und wie Menschen es manchmal wünschen möchten. Er drängt sich keiner Seele auf, auch keinem Volke und Lande, er steht eben vor der Türe und will geladen und gebeten sein. Der Mensch soll sich mit Freiheit für Gott bestimmen, darin liegt sein Verdienst. Er fällt auch bei den Völkern nicht mit der Türe ins Haus. Er läßt ihnen die Freiheit und wenn sie dieselbe gegen ihn mißbrauchen und dann Zustände sich zeitigen, die Trümmer' und Ruinen auf dem Gebiete der Wahrheit und der Liebe, diesen beiden Dingen schaffen, deren die Welt am meisten bedarf, dann wird das wie bei den Völkern des Altertums, der Boden, auf dem die Sehnsucht nach der ewigen Wahrheit und Liebe in Christus zu neuer Blüte emporwächst. Und drängen ihn die Machthaber und Wortführer vor einer Türe hinweg, so findet er eine andere, vor der er anklopfen kann.

Er kommt aber in dieser Adventszeit auch zu jedem Einzelnen von uns, klopft an jedes Menschenherz, auch an das, welches vielleicht schon Jahre lang nicht mehr auf seinen Ruf gehört, das in Gleichgültigkeit, vielleicht in Trotz sich von ihm abgewandt hat. Er klopft bei ihnen an, ob sie denn auch jetzt noch nicht Verständnis haben für das Lied der hl. Nacht: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind." Auch sie haben die Freiheit, die erste Ankunft, den ersten Advent, wo das göttliche Kind Gnade bringt, zurückzuweisen, Gott den ihm schuldigen Dienst zu versagen, sie können die Advents- und Weihnachtsglocken überhören. Aber wenn bei seiner zweiten Ankunft nicht mehr die Glocken, sondern die Posaunen der Engel den Weltenrichter verkünden und die Toten aus den Gräbern rufen, dann werden zum ewigen Sabbat, zum Tag des Herrn, zum großen Gottesdienste auch die Bösen, die Verächter Gottes gezwungen, und die hier seiner Barmherzigkeit nicht die Ehre geben wollten durch hingebende Liebe, dort müssen sie seiner Gerechtigkeit Zeugnis geben durch ihre Strafen.

Für uns bedarf es gewiß dieser Drohung nicht. Nein, wir wollen freudig und bereitwillig dem Herrn die Türe unseres Herzens öffnen und mit den schönen Worten des Kirchenliedes beten:

O komm, o komm Emanuel,
Nach dir sehnt sich dein Israel.
In Sünd' und Elend weinen wir,
Und flehn' und fleh'n hinauf zu Dir.

O komm, Du holdes Himmelskind
Und rett' uns von dem Fluch der Sünd',
Wir seufzen tief in schwerer Schuld
O bring' uns Deines Vaters Huld.

Advent.

Ich klopfe an zum heiligen Advent
Und stehe vor der Tür!
Er selig, wer des Hirten Stimme kennt
Und eilt und öffnet mir.
Ich werde Nachtmahl mit ihm halten,
Ihm Gnade spenden, Licht entfalten,
Der ganze Himmel wird ihm aufgetan,
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, da draußen ist's so kalt
In dieser Winterzeit;
Vom Eise starrt der finstre Tannenwald,
Die Welt ist eingeschneit.

Auch Menschenherzen sind gefroren,
Ich stehe vor verschlossnen Toren,
Wo ist ein Herz, den Heiland zu empfangen?
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, fühlst du mir nur einmal
Ins treue Angesicht,
Den Dornenkranz, der Nägel blutig Mal,
O du verwirrst mich nicht!
Ich trug um dich so heiß Verlangen,
Ich bin so lang dich suchen gangen,
Vom Kreuze her komm ich die blut'ge Bahn:
Ich klopfe an.

Ich klopfe an; fürcht nicht: es ist der Wind,
Er rauscht im dürren Laub;
Dein Heiland ist's, dein Herr, dein Gott, mein Kind,
O stelle dich nicht taub;
Jetzt komm ich noch im sanften Sausen,
Doch bald vielleicht im Sturmesbrausen,
O glaub', es ist kein eitler Kinderwahn.
Ich klopfe an.

Ich klopfe an, jetzt bin ich noch dein Gast
Und steh' vor deiner Tür,
Einst, Seele, wenn du hier kein Haus mehr hast,
Dann klopfest du bei mir;
Wer hier getan nach meinem Worte,
Dem öffn' ich dort die Friedenspforte,
Wer mich verstieß, dem wird nicht aufgetan.
Ich klopfe an.

Das Christkind.

Von Dr. M.

I.

Savoyen, liebe Leser, in Südfrankreich gelegen, ist ein schönes Land. Von den blauen Ufern des Genfersee's erstreckt es sich bis an das malerische Tal von Arc, in dessen Nähe die Heldenjungfrau, „Jungfrau von Orleans" genannt, die der hl. Vater vor einigen Jahren selig gesprochen hat, geboren ward.

Schön nennen wir das Land, nicht, weil wir dort, wie bei uns, schöne Korn- und Weizenfelder, Gemüsegärten und Weinberge finden. Nein, das Klima ist rauh, nur in den Tälern baut man ein wenig Getreide. Aber dieses Land trägt eine unvergleichlich schöne Krone: seine stolzen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, unter ihnen den berühmten, 4900 Meter hohen, seine Spitzen in den Wolken bergenden Montblanc.

Tausende von Fremden aus aller Herren Länder durchziehen Jahr für Jahr diese malerischen Täler und besteigen in kühnem Wagemut die trotzigen Alpenspitzen. Diese Fremden sind Kinder des Reichtums, sie brauchen nicht zu fragen „was werden wir essen, was werden wir trinken." Sie kommen hierher, um ungesorgt sich an den Schönheiten der Natur zu erfreuen, auf dem herrlichen See zu rudern, die prächtigen Täler zu durchstreifen und von hohen Gipfeln das im Sonnenglanze vor ihnen liegende Paradies zu bewundern.

Aber während die Fremden ins Land hineinkommen, um Genuß zu suchen, verlassen die Bewohner des Landes selbst oft zu Hunderten ihre Berge, ihre Täler, ihre Wohnungen und wandern in die Länder und Städte, aus denen jene Fremden zu ihnen gekommen. Und warum? Die Not tut es ihnen an. Sie suchen, da ihr Land zwar schön, aber wenig fruchtbar ist, und, weil in den Hochtälern wenig bevölkert, auch wenig Verdienst sich findet, draußen ihr Brot. Und das Brot der Fremden in der Fremde ist doppelt hart.

Und nicht bloß erwachsene Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen, sondern auch Kinder von 9—12 Jahren wanderten, wenigstens vor 60, 70 Jahren noch, nicht selten aus, um sich in den großen Städten Frankreichs in den Dienst eines Mannes zu begeben, der die Reinigung der Kamine übernommen hatte. Der konnte die kleineren, mageren Jungen gebrauchen.

In den Zeiten sah manche Mutter mit Tränen in den Augen und Trauer im Herzen ihren kleinen Knaben, so jung noch, die elterliche Hütte verlassen. Eine Strecke hat sie ihm das Geleit gegeben, ihn ermahnt, brav und fromm zu bleiben, ihn noch einmal umarmt und den letzten Kuß ihm auf die unschuldigen Wangen gedrückt und dann voll Weh im Herzen allein den Rückweg angetreten. Aber wie häufig schaute nicht der Kleine zurück, mutig seine Tränen verbergend, bis er sein Mütterlein nicht mehr sieht. Dann setzte er sich am Wege nieder, stützte das jugendliche Haupt mit beiden Händen und weinte lang.

Armer Kleiner! Wohl bleibst du nicht allein. Ein Meister wird euch kleine Schornsteinfeger schon versammeln. Aber wie oft ist dieser Meister ein geiziger, strenger Mann. Er teilt mehr Schläge aus wie Brot und Weinen duldet er nicht. Nur träumen und singen dürfen sie droben in den schwarzen Schornsteinen von ihren herrlichen majestätischen Bergen mit dem ewigen weißen Schnee, von ihrem Vaterlande, ihrer lieben Mutter in der armen kleinen Hütte.

Man schrieb das Kalenderjahr 1852. Es war Weihnachtsabend. In einer Straßenecke der großen Weltstadt Paris tauchte einer dieser sonderbaren Wintervögel, die Savoyen verlassen hat-

ten und hier dem Verdienst nachgingen, auf. Ein kleiner Schornsteinfeger, neun Jahre alt. Es war ein Waisenknabe und nannte nichts sein Eigentum, als zwei Gräber auf dem Friedhofe, wo seine Eltern schliefen. Wie oft war er dorthin gegangen, um zu trauern, zu beten und zu weinen. Niemand stieß ihn da zurück. Dort war er wie zu Hause, ließ doch selbst der Totengräber, wenn seine Glocke die anderen Besucher schon vom Friedhof gerufen, ihm noch Zeit, auf dem schmucklosen Grabe länger zu beten.

Nun hatte ihn die Not aus der Heimat und damit auch von diesem ihm so teuren Orte geschieden. Nichts nahm er mit in die Fremde, als seinen ehrlichen Namen Pierot Chanterose und das war wenig für des Knaben Lebensunterhalt. Aber Gott hatte ihm einen klugen Kopf gegeben und ein unschuldiges Herz, und das war sehr viel.

In der Dämmerung genannten Weihnachtsabends wanderte der kleine Pierot durch die Straßen und sah mit hoffnungsvollen Blicken an den umstehenden Häusern hinauf, ob sich nicht ein Fenster öffne und jemand ihn zur Arbeit verlange.

Eben führte ihn sein Weg an einer Kirche vorüber. Ueber dem Eingang stand in einer Nische das Bild der lieben Gottesmutter. Sie hielt das Jesukind in ihren Armen, so wie einst die Mutter unseres armen Waisenknaben ihr Söhnchen mochte umarmt haben. Wie oft erinnerte sich der kleine Pierot in seiner Verbannung und Verlassenheit an seine gute Mutter. Dies Gedenken war fast der einzige Lichtblick in seinem traurigen Dasein. Beim Anblick des Bildes trat ihm die Mutter und ihre Liebe besonders lebhaft wieder vor die Augen. Er blieb vor dem Bilde stehen, faltete die schwarzen Hände und entblößte ehrerbietig sein Haupt. „Liebes Jesuskind", betete er, „du bringst heute allen braven Kindern viel Schönes vom Himmel, gib doch, daß ich heute abend noch einen Schornstein zu reinigen bekomme." So bat der Kleine, dann machte er das Kreuzzeichen und sang im Weitergehen fröhlich darauf los.

Da wurde ein Fenster geöffnet. „Hier, kleiner Schornsteinfeger, hier!" Es war die Stimme einer Frau, die ihn rief und ihn beauftragte, ihren Kamin zu fegen. Sein Gebet war erhört.

Er stieg den Schornstein hinauf, stets höher, sein Werk zu verrichten. Aber weiter sah man von dem kleinen Schornsteinfeger nichts mehr. Er kam nicht wieder zurück. — Man rief. — Keine Antwort. Man rief wieder. Wieder keine Antwort. — Warum sollten sich die Hausbewohner ferner um den armen Knaben kümmern? Totgefallen war er wahrscheinlich doch nicht. So ging man fort und überließ den Kleinen seinem Schicksal.

Ja, er war arm, aber die Armut machte ihn nicht unglücklich. Der Pfarrer drüben in Savoyen in seinem armen Dorfe hatte oft erzählt, daß Jesus auch arm gewesen wäre und daß er die armen Kinder am liebsten habe. Sein Meister schlug ihn, aber das betrübte den Jungen wenig. Trotzdem fühlte sich das arme Kind nicht glücklich auf Erden. Und warum? Niemand hatte ihn lieb, er war so allein. Deshalb wollte er diese Nacht mit dem Christkindchen sprechen und dem kleinen Jesus, der die Armen lieb hat, sein Leid zu klagen, er würde Rat wissen. So beschloß er denn, dem Christkindchen aufzupassen in dieser Nacht.

Die ersten Sterne begannen am Firmamente zu glänzen, gleichsam offene Augen des Himmels. — Das Christkindchen muß hier vorbei, es wird wohl kommen und mich anhören, denkt der Kleine, während seiner lustigen Reise. Er klettert von Dach zu Dach, den Schornstein suchend, welcher für seinen Plan am geeignetsten scheint; endlich hat er seine Wahl getroffen und während er auf dem Mauerrande hockt, hört er unten drei Stimmen. Die erste war die einer Mutter: „Karl sei artig, wenn du willst, daß das göttliche Kind dir ein Weihnachtsgeschenk durch seine Engel sende." Ein kleiner Knabe antwortete: „Ich will aber, das Christkindchen soll selbst kommen, ich will es," wiederholte das Kind und stampfte mit dem Fuße. „Karl", sprach darauf wieder eine ernste Stimme, „das Christkindchen will keine eigensinnigen Kinder, bist du nicht folgsam, wird dein Weihnachtsgeschenk eine Rute sein." Als er dieses Gespräch gehört, dachte der kleine Schwarze: „Hier bin ich an der richtigen Stelle, hier wird das Jesukind erwartet."

Aber auf dem Dache es zu erwarten, war unmöglich, denn es schneite und der scharfe Wind drang unbarmherzig durch seine dünne Bekleidung. Ach, dachte der kleine Savoyarde, es ist doch gewiß nichts Böses dabei, wenn ich hinunter klettere und auf einem angenehmeren Platze auf das Christkindchen warte. Er begab sich tiefer in den Schornstein, suchte sich ein Mauereckchen, setzte sich darauf und schlief bald ein. Um Mitternacht wurde er plötzlich geweckt. Alle Glocken der Stadt sangen das Lied zur Ehre der Geburt des göttlichen Kindes. Feierlich klang der metallene Chor hin über die Häuser, durch die kalte Winterluft. Pierot erwachte, verlor aber im Halbschlaf das Gleichgewicht, viel herunter und befand sich alsbald vor dem Kamine, der wie damals viele noch sich gerade über dem offenliegenden Herde erhob, in einem hell erleuchteten Saale.

(Fortsetzung folgt.)

PH. Von der Höflichkeit in der Welt und in der Kirche.

Es erscheint immerfort eine Menge Bücher, die vom guten Ton und der Höflichkeit im Verkehr mit andern reden, und die vielen Auflagen, die sie erleben, beweisen, welch großen Wert die Menschen auf äußere Formen und deren Erlernen legen. Das ist gewiß nicht tadelnswert; im Gegenteil: „Mit dem Hut in der Hand, kommt man durchs ganze Land" und höfliches Benehmen ist überall eine große Empfehlung.

Nun sollte man meinen, da Gott die höchste Ehre gebührt, so müsse man naturgemäß den größten Wert auch darauf legen, zumeist im Gotteshause ein höfliches, zum heiligen Orte passendes Benehmen an den Tag zu legen und bemüht sein, die Regeln kennen zu lernen, die man hier beim Erscheinen vor dem höchsten Herrn zu beobachten hat. Und doch macht man in dieser Beziehung recht traurige Erfahrungen.

Ist man zu einem Festessen am Mittag oder Abend eingeladen, so wird jeder gebildete Mensch das Zuspätkommen für höchst unpassend, für einen groben Verstoß gegen die feine Sitte, ja für eine Beleidigung des Gastgebers halten. Da hat man schon eine halbe Stunde zu früh den Wagen bestellt, der einen hinfahren soll; schon am Morgen die Uhr richtig gestellt, um doch ja pünktlich zu erscheinen. Wie anders zum Gottesdienst. Da läutet man eine halbe Stunde vorher mit einer und einer Viertelstunde vor Anfang, meinetwegen des Hochamts mit allen Glocken, und dennoch: wie viele und gerade aus den sogenannten gebildeten Kreisen kommen regelmäßig zu spät, manche gar, wenn die h. Messe schon halb ist! Was man sonst im gesellschaftlichen Verkehr als groben Verstoß ansieht, das scheint solchen Leuten für die Kirche zum guten Ton zu gehören, und wenn man sie liebevoll darauf aufmerksam macht, setzen sie sich auch noch wohl mit der unwürdigen Bemerkung über den Vorwurf hinweg: „Die Kirche sei kein Hase und gehe nicht laufen."

Macht man einen Besuch, so beachtet man all die Regeln genau, die einem sagen, wo und wie man im Zimmer seinen Platz nehmen, wie man stehen und sitzen soll. Nun betrachte man einmal in dieser Hinsicht das Benehmen mancher Gäste in der Kirche. Einige gehen gar nicht hinein, sondern bleiben vor der Türe oder unter dem Turme stehen und doch würden sie es sich höflichst verbitten, wenn man sie deswegen als arme Zöllner bezeichnen wollte, und sich sicher über Unhöflichkeit beklagen, ließe man sie bei einem Besuche in irgend einem Hause wie Bettler im Hausgange stehen. Daß wir mit diesem Tadel nicht die Nervösen treffen wollen, die diesen Platz wählen müssen, weil eine sie überkommende nervöse Angst es sie in der Kirche nicht aushalten läßt, versteht sich von selbst.

Und manche, die sonst so fein gerade sitzen können, daß sie nie eine Stuhllehne berühren, in der Kirche lehnen sie oft in so ungenierter Weise in Ecken und an den Pfeilern, als müßten sie Mauern und Gewölbe vor dem Einsturz bewahren.

Und während man im gesellschaftlichen Leben ganz genau weiß, wann und wie oft und wie tief man sich verbeugen, wo man aufstehen und wo man sitzen bleiben muß, sieht man in der Kirche eine Menge von jungen Leuten, die im erhabensten Moment der h. Wandlung noch nicht einmal wissen, was da geziemend ist, da sie kaum einmal den Kopf, geschweige die Knie beugen vor dem auf dem Altare gegenwärtigen Gott.

Jeder höfliche Mensch weiß, daß und wie man bei einem Besuche Jemanden ansehen soll, wenn er mit uns spricht, daß man die Hände nicht in der Tasche halten, nicht spielen soll mit Handschuhen und Uhrkette! im Gotteshause aber ist das oft ein Gaffen und Umsehen, ein Uebereinanderspreizen der Beine, ein Bespiegeln des Schnurrbarts, ein Drehen des Spazierstöckchens, ein Wühlen in den Haaren, ein Mustern der Anzüge und Gesichter, als wäre man im Wartesaal der Eisenbahn oder in der Garderobe eines Konzertlokales.

In der Welt weiß man ganz genau, wann bei einem Besuche und bei welcher Pause des Gespräches man sich erheben soll, um sich zu entfernen, und wie man bei einer großen Gesellschaft, muß man sie vor der Zeit verlassen, sich ganz still und unbemerkt von der Hausfrau und dem Hausherrn verabschiedet, in der Kirche aber macht man sich nichts daraus, mitten in der Predigt, während alle anderen andächtig den Worten des Priesters lauschen, mit vielem Geräusch wie ein großer Vogel aus den Bänken auszubrechen und mit tauschendem Kleidergefieder durch die Leute dem Ausgange zuzufliegen, als wolle man

dem Priester damit ein offenkundiges Zeichen geben, daß einem seine Predigt nicht im geringsten interessiere.

Wenn man im Theater oder Konzert zu früh aufbricht, und gewöhnlich ist's dann schon gegen 10 Uhr abends, scharren wohl die anderen Zuhörer mit den Füßen, und rufen Pst, um ihr Mißfallen über die Störung auszudrücken; in der Kirche aber müssen sich die Priester und die Anwesenden derartige Unhöflichkeiten gefallen lassen. Man weiß ja doch, daß an Nachmittagen die Predigt in der Regel eine halbe Stunde dauert, hat man also keine Zeit mehr, sie vollständig anzuhören, warum geht man denn nicht vor Beginn derselben hinaus, oder zieht sich wenigstens bis unten an die Türe zurück, damit man, wenn man will und muß, unauffällig die Kirche verlassen kann?

Im Theater oder Konzert auf Stühle und Bänke klettern, sich laut unterhalten, würde man als Unfug bezeichnen. Nun sehe man sich aber das Benehmen mancher Christen an, wenn sie bei einer vornehmen Hochzeit sich in der Kirche befinden. Nicht bloß die Bänke, nein, die Stufen der Altäre und die Treppe der Kanzel müssen dazu dienen, die Neugierigen hoch zu heben, das ist ein Lachen und Kichern, ein Plaudern und Schwätzen, ein Laufen, Rennen und Köpferecken, als wenn man auf einer Wiese bei einem Volksfest sich befände.

Wenn Besuch im Zimmer ist, wird die Hausfrau bei Leibe nicht mit der Küchenschürze den Besuch begrüßen; in der Kirche aber kann man zuweilen Damen zur Kommunion gehen sehen, in einem so die Sinnlichkeit herausfordernden Costüm, daß wir überzeugt sind, wenn der göttliche Heiland in diesen seinen Hochzeitssaal träte, er würde sagen: heraus mit dir, das ist wahrhaftig kein hochzeitliches Kleid.

Es würde nicht schwer fallen, diese Schilderung noch spaltenlang fortzusetzen doch mag das Angeführte genügen, um die Berechtigung darzutun, durch diesen Artikel dem einen oder andern, zumal aus der leichtsinnigen Jugend, das Gewissen zu erforschen.

Schon beim Betreten des Gotteshauses soll jeder durch sein Erscheinen und Benehmen erkennen lassen, in welcher Absicht er gekommen, wie sein Glaube und infolgedessen seine Frömmigkeit beschaffen. Je fester das Bewußtsein von der Gegenwart Gottes in der Kirche in einer Seele wurzelt, desto lebendiger wird der Glaube und dementsprechend auch die Sammlung der Gedanken und ehrerbietig auch die äußere Haltung sein

PH. Meister Pfriem.

Einst lebt ein Mann: der Meister Pfriem — Der hatte die Gepflogenheit — Zu nörgeln und zu tadeln scharf — Was ihm mißfiel, zu aller Zeit — In Feld und Wald, auf Straß und Gasse — Im Wirtshaus, auf der Kegelbahn, — Beim Kartenspiel, bei jedem Feste — Fing er zu kritisieren an — Nun hatte unser Meister Pfriem — Des Nachts einst einen Traum — Es dünkte ihm, er sei gestorben, — Käm' an des Himmels Saum — St. Petrus öffnet ihm die Tür — Und spricht: Ich laß dich ein — Doch nur, wenn du mir fest versprichst: — Das Kritisieren laß ich sein — Mit Freud versprach der Meister Pfriem — Da ließ ihn Petrus ein — Vertrauend drauf, es werde Pfriem — Im Himmel artig sein, — Erst ging es gut, der Meister nahm — Auf seine Zung' Bedacht — Und gab voll froher Neugier recht — Auf Himmelsdinge acht — Da sah er denn zwei Engelein — 'nen Balken tragen schwer — Da fing gleich schon sein Staunen an — Sie trugen ihn die Quer — Und stießen nun natürlich auch — An allen Ecken an — Nicht einmal all die Himmelsleut' — Die waren sicher dran — Dem Meister Pfriem, dem kocht es schon — Gewaltig in der Brust, — Von Dummheit laut zu sprechen schon — Kommt ihm die größte Lust — Doch er bezwang sich und gab acht — Was sonst im Himmel war — Da sieht er kommen einen Engel — Mit einem Eimer gar — Mit ihm schöpft er aus großem Teich — Ein glitzernd flüssig' Naß — Und schüttet dann den Eimer voll — In ein durchlöchert Faß — Dem Meister Pfriem wird's doppelt schwer — Auch jetzt noch still zu sein — Den Eimer hätt' er abgenommen — Zu gern dem Engelein, — Doch beißt er fest sich auf die Lippe — Und sagt sich: Halt dich still — Da sieht er einen andern eilen — Und denkt, was der wohl will, — Ein Himmelswagen steckte fest — In einem tiefen Loch — Jetzt galt's die Kunst, herauszuzieh'n — Den schönen Wagen doch. — Vier Rosse hält das Engelein — An seiner goldnen Hand — Und zwei derselben es ganz flink — Vorn an den Wagen spannt — Doch zwei derselben macht es fest — Am hintern Ende dann — Da hielt's nicht aus mehr Meister Pfriem — Zum Engel läuft der Mann — „Was machst du da für Streiche — Zwei vorn und zwei am Schwanz, — Willst du denn auch den Wagen noch — In Stücke reißen ganz." — Noch war nicht seine Red am End' — Naht schon ein Engel ihm — Und packte gleich am Kragen fest — Den Nörgler, Meister Pfriem — Und bracht ihn an die Himmelstür — Er mußt' zur Erd' zurück — Doch eh sich schloß das große Tor — Wirft er noch einen Blick — Voll